Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Nieten und Treffer [Fortsetzung]
Autor: Kelterborn, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571979

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nieten und Treffer.

Humoristische Novelle von **Rudolf Kelterborn.**

IV.

Als Matthieu den Kreis der Abendgesellschaft in der Veranda verlassen, traf er das Dienstpersonal in den Korridoren in großer Bewegung. Es stand im Vestibül ein Ankömmling, dessen brandschwarzer Haarwuchs einen Italiener vermuten ließ; doch sein eigentümlich betontes, mit etwas schwerer Zunge gesprochenes Deutsch mit dem sägenden s verriet bald, daß seine frühesten Stammeltern allerdings dem Süden, dem Land Kanaan, angehörten. „C'est le roi, qui vient visiter la reine!“ hörte man flüstern. Und das klärte sich bald dahin auf, daß Herr Salomon Goldstein als Präsident der Aktiengesellschaft, zu deren Inventar der Galmen zählte, ganz unerwartet von Frankfurt eingetroffen war, um einen Blick in das hier regierende Thun und Treiben zu werfen. Als nun der Herr Doktor Myriam durch die halboffene Thür des Lesezimmers sah, wie ihm die schöne Louise als einem Bekannten vertraulich die Hand bot, die Christin dem Juden, da fiel ihm ein Zentnerstein aufs Herz; ihm ward's flammenklar, daß unter dem Namen regina fürderhin nicht mehr eine Aktiengesellschaft zu verstehen sei, sondern sie, die Schönste unter den Schönen, die ihn noch vor wenigen Minuten in offener Gesellschaft in so auffallender Weise in Schutz genommen. Mehr als je spürte er wirbelnd den Gedanken in seinem Gehirn, wie schön es wäre, wenn er diese Dame öffentlich als seine Königin erklären dürfte. Es ward ihm eng in der Brust, er mußte nach Luft schnappen, es trieb ihn in die Weite.

So machte er sich denn, die Kehle etwas zugeschnürt, auf den Weg und suchte, wo ihm der Himmel einen Ausweg seiner dumpfen Leiden gewähren möchte. Thalwärts schreitend, verließ er des Kurhauses nächste Umgebung und bekam bald ganz unerwartet eine geschwätzige Reisegefährtin, Petronella, die sich endlich auch auf den Heimweg gemacht hatte und nun froh war, einen anzutreffen, mit dem sich ein Wörtchen plaudern ließ. Die Batzenwirtin redete den Einsamen gleich als einen Bekannten an: „Das ist schön, Herr Professor, daß Sie uns auch einmal die Ehre schenken und unser Heimwesen besuchen wollen!“

Myriam hatte letzteres durchaus nicht im Sinn gehabt; nun aber ging er auf die zudringlich schlaue Redewendung ein und beschloß, seinen Aerger mit einem Fläschlein Lacôte wegzuschwemmen.

Als Blanche die beiden herankommen hörte, wandte sie sich, ihren Pflichten nachzugehen, statt sehnsuchtsvoll in die Ferne zu staunen, wo die Sängerschar in der Dämmerung verschwand.

„Tiens! tiens!“ meckerte der Doktor, da ihm Petronella das Mädchen als ihre Schwester vorstellte. Dabei putzte er vorerst den Nasenklemmer mit dem Schnupftuchzipfel und gaffte sie dann so klotzig an, daß sie ihm unwillig den Rücken wandte. Der Mensch war ihr vom ersten Augenblick an zuwider, und es half nichts, daß die ältere Schwester mit scharfer Betonung verlangte, Blanche solle ihm einen Schoppen Ganzguten holen. Es half auch nichts, daß der Gelehrte halb gut- halb unguttdeutsch den Wein als trinkbar, die Wirtschaft als gar nicht so übel und die Kellnerin als „hübsches Kind“ gelten ließ. Vollends verstimmt ward das „hübsche

Kind", als er gleich hämische Bemerkungen machte, wie sie der Petronella den Besuch der Sänger und des bei ihnen hochangesehenen Knechtli erzählte.

„Wie kann ein Mensch Knechtli heißen!" meinte Myriam achselzuckend.

Und nun gings so fort in diesem Ton über alles und jedes, daß Petronella ihre helle Freude daran hatte und Blanche schier aus der Haut fuhr. Darum ward diese um so schweigsamer, je beredter jene sich zeigte. Dem Matthieu war es darum zu thun, von Petronella, die er von ihrem frühern Dienst her kannte, allerlei über die Gäste auf dem Galmen zu erfahren, und da kam er bei der Batzenwirtin an die rechte Quelle, hatte sie doch ein ganz besonderes Vergnügen daran, ihrem Zuhörer was aufzubinden und ihn recht vergnügt zu machen. Am meisten interessierte es ihn, daß dieselbe schöne Finanztochter Louise hier einmal mit ihrem Vetter und einem andern Herrn verweilt und lange mit denselben in lebhaftestes Gespräch verwickelt gewesen.

„War der andere Herr vielleicht ein Israelite, einer mit schwarzem Haarwuchs?" fragte Matthieu möglichst arglos.

Mit der Miene durchdringender Ueberlegenheit erwiderte die Gefragte: „O nein, der wars nicht, s'war ein älterer Herr, schon hoch in den Fünfzigen, wahrscheinlich ein Verwandter. Mit dem Juden wird nichts, so gern es auch der Merkens zusammenfügte; das weiß ich zuverlässig, ich habs selber von der Trösch erzählen hören, wie das Fräulein ein Grausen vor ihm hat, wenn sie noch so freundlich thut."

Die Wirtin ließ sich in diesen Enthüllungen nicht stören, als ein bäurisch gekleideter Mann der Berge sich auf einer Bank niederließ. „Jesus Maria, der Wasserschmecker!" rief sie, als wär' ihr der leibhaftige Vitzlibutzli erschienen. Er verlangte ein Gebranntes und sagte mit kuriosem Lachen, er wolle nicht stören, er sei halt schon lange nicht mehr in der Gegend gewesen.

Blanche that nicht so albern; sie blieb, als sie das Gläschen herbeigebracht, absichtlich bei dem Manne stehen, weil ihr die Art und Weise dieses Sonderlings immer noch lieber war als des Doktors Gezisch und Geschnatter. Der Wasserschmecker Durs Gaudens war aber auch eine Erscheinung, an der man schon, ohne seine Rede zu hören, genug zu studieren fand. Er war ein Sachverständiger in Tiefen und Höhen, Sternenlauf und Wasseradern, ein Kenner alles Lebendigen und Toten, von den Kellerasseln, die er getrocknet in einem Gütterlein mit sich führte und gegen Gicht verkaufte, bis zu der bösen Sucht im Menschengemüt, die er aus einem jüdischen Kräuterbuch zu bannen wußte; sicherlich wäre er in frühern Jahren als Zauberer verbrannt worden; denn nach dem Glauben des Volkes verstand er die Sprache der Tiere, konnte das Wetter richten und hatte den „scharfen Blick," durch klafterdickes Gestein Quellen zu entdecken und zu lösen, und hätt's im Juraland Goldadern gegeben, er hätte sie sicherlich herausgefunden, so gut wie den gefrornen Erdwurm, einen seltsamen Stein, den er einst aus dem Letten gegraben und verwahrt hielt, sonderbar gedreht und glitzernd wie Gold; aber er war von der andern Sorte, nicht von der, wie es die Bankleute gern haben.

Auch im Museum der Landeshauptstadt hatte man ihm blos ein oder zwei Fränklein geboten; er war aber schlau genug, den Schatz nicht herauszugeben, sondern er trug ihn wieder heim und verbarg ihn in seiner Waldhütte, bis die Leute zu besserer Einsicht kämen.

Jetzt, angesichts der schönen Welschen, glaubte er, einen neuen Schatz gefunden zu haben, nicht für sich, dem ganzen Lande zum Besten; denn er machte die lauschende Blanche aufmerksam, sie solle sich doch melden; bei dem bevorstehenden Sängerfest würden saubere Mädchen aus allen Landesteilen als Aufwärterinnen gesucht, kriegten flotte Bezahlung, und jede ein Extrahäubchen, mit den Landesfarben geziert; da könne eine ihr Glück machen. Es sei doch etwas andres, einmal der ganzen Thalschaft und den Besuchern aus der Kantonshauptstadt unter Augen zu kommen, als hier oben den Besenbindern und Wasserschmeckern das Gläschen zu füllen, wie er einer sei; wo man nur hinkomme, höre man davon, daß sich die Schönsten aufmachen, und es könne nicht fehlen, sie werde unter den Schönsten die Allerschönste sein.

Blanche lachte dazu.

Nicht so Petronella; ihr fuhr es wie ein Blitz durch den Sinn, daß der Wasserschmecker den Nagel auf den Kopf getroffen. Richtig, Blanche mußte an das Sängerfest, aber nicht, um von dort aus ihr Glück anderswo zu suchen, sondern für den „Letzten Batzen" Reklame zu machen. Diesen Gedanken behielt sie weislich für sich und hörte wieder, zwar scheinbar eifrig mit Gläserspülen beschäftigt, aufmerksam zu, wie nunmehr der Herr Doktor belferte über die schweizerischen Nationalfeste, unter denen ihm die Sängerfeste am allerverhaßtesten seien, da höre er lieber den Kauzen zu im Steingeklüft als dem Dideldum der Liederkränze von Oberdorf und Niederwyl.

Der schalkhafte Gaudens, der bei all seinem naturhistorischen Hokuspokus wenigstens das Eine, des Menschen Sinnen nnd Trachten, Schein und Wesen, gründlich kennen gelernt hatte, nahm der giftigen Bemerkung ihren Stachel und sprach: „Ich habs auch so, aber ich laß jedem seine Freude; doch wo ich mit meiner Borstenhaube — er wies auf seine Igelmütze — nicht hingehöre, da ist ein Mädchen wie dieses am Platz, sich selbst zur Lust und dem ganzen Land zur Ehre."

Dieser Widerspruch und überhaupt der Mut des Mannes, in seiner Gegenwart das Wort zu führen, ärgerte den Stadtmenschen so, daß er halblaut zu Petronella sprach: „Das ist der Fluch in unserm Lande, daß man am Tage den Fliegen und Bremsen und bei Nacht dem Pöbel ausgesetzt ist, und keinen Winkel findet, wo man ihrer Zudringlichkeit entgeht."

Jetzt gabs ander Wetter! Auf einmal pfiff Durs Gaudens in die Luft und stellte sich wie ein Räuberhauptmann vor Matthieu, der ängstlich näher an die Wirtin heranrückte und dem auf einmal bei der späten Abendstunde der letzte Batzen als eine Spelunke er-

schien. „Kennen wir uns nicht schon lange?" fragte der Dorfdoktor den Stadtdoktoren. „Habt Ihr nicht vor Jahr und Tag, da Ihr noch ein Studentlein waret, einem lustigen Schwaben, einem Chemiemann von der Studentenschule in Basel, dreingeschwatzt, albern wie ein Gebschnabel, da er uns seine Stücklein vormachte? Droben auf dem Galmen wars in der Gesindestube! Hat er Euch nicht, da Ihr dem Knechtli und Meinrad als Dorfschulmeistern hochnäsig übers Maul gefahren, hingestellt wie ein Büblein auf der Eselbank? Noch weiß ichs wie heute. Und der Meinrad ist indessen Professor an der Kantonsschule geworden, und der Knechtli, wenn ers annimmt, sitzt nächstes Spätjahr im Nationalrat, dieweil Ihrs vielleicht nicht einmal zum Stimmenzähler gebracht habt."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Bärenjagd.

Von **Emile Maison**, Paris.

(Mit sechs Originalzeichnungen von Evert van Muyden.)

Wer sich als Nimrod fühlt, nach Geburt und Leidenschaft, hat gewiß schon oft die nicht ganz gewöhnliche Anwandlung empfunden, er möchte einmal eines der berühmten Bären-Beefsteaks essen, von denen Alexander Dumas in seinen „Schweizer Reise-Eindrücken" so verlockend zu plaudern weiß. Aber er darf dann nicht etwa nur nach Bern reisen, wo man mit großen Kosten Bären als lebende Wappentiere der alten Republik aufzieht. Die sind verbotenes Wildbret; alle andern Mutzen sind in Bern bis auf die letzte Spur verschwunden und existieren nur noch in den alten Jagdgeschichten ihres undankbaren Ur-Vaterlandes.

An andern Orten aber gibt es immer noch welche, z. B. in Hochsavoyen, in einem Winkel am Lac d'Annecy.

Dort hinten, im Walde von Doussart, muß sein Glück versuchen, wer eine ächte Bärenjagd mitmachen will. Man kommt auf sehr einfache Art dorthin; denn das Dampfschiff trägt unsern Nimrod bis dicht zum Wohnplatz des Dom Bruno.

— „Verzeihung," höre ich da fragen; „aber wer ist die gelehrte oder ritterliche Persönlichkeit, die im Vaterlande des heiligen Franz von Sales auf diesen Namen hört?"

— „Kein Geistlicher und kein Ritter."

— „Wer denn also?"

— „He nun, kein andrer als der braunröckige Sohlengänger, dessen Wohnort ich soeben genannt habe. Denn so und nicht anders heißt scherzweise im Lande Florimontanens der Gast im Walde von Doussart, und er trägt, ohne im übrigen darauf zu hören, diesen ehrenvollen Spitznamen ganz würdig und gelassen.

Er sieht eigentlich nur so aus wie ein Scheusal, der arme Kerl, und ist im übrigen ein ganz gutmütiger Bursche. Wenn man ihn angreift allerdings, so verteidigt er sich wacker, und das ist, denk ich, eigentlich nichts als sein gutes Recht. Er ist nämlich mit Vorliebe Pflanzenfresser, und ganz besonders erpicht ist er auf reife Trauben und erst nachher . . .

„Fleischfresser ist er," schreit mir ein verbohrter Zoologe in die Ohren.

Nein, behaupte ich, er ist Vegetarianer, und fast hätte ich Lust beizufügen: Die bösen Zungen gehören Fleischfressern.

Meine erste Begegnung mit Dom Bruno fand im Jahr 1876 statt, zur Zeit der Weinlese, als die Traubenhügel von Talloires und von Menthon-Saint-Bernard, sowie die des jenseitigen Seegeländes noch nicht von der Reblaus verheert waren.

Unter dem Vorwand eines archäologischen und numismatischen Streifzuges hatte mich der zweite Konservator des Museums von Annecy, Herr Eloi Serand, nach Leschaux, einem Dorfe am Abhang des Semenoz, geschleppt: man habe dort ein Grab aufgedeckt „mit etwas drin für die Herren Antiquare". Diese Herren hatten nun wirklich nichts zu bereuen; der Tag war so schön, wie man sich's nur wünschen konnte, die Luft so durchsichtig, daß die Alpen im Himmelsblau wie gebadet schienen.

Hie und da tauchte aus der Ferne, gleichsam aus den Tiefen des Sees, ein Adler auf, oder man hörte den erschreckten Ruf eines Vögeleins.

Wir saßen vor der Thür eines Wirtshauses am Tisch, vor uns einen Laib Brot, ein Stück Käse, den sie dort „Roblochon" nennen, und eine Flasche weißen Landwein. Dazu genossen wir einen der wunderbarsten Fernblicke, die es hienieden für einen Menschen gibt, dessen Gemüt für die Schönheiten der Berge nicht unempfänglich ist.